

## Vorwort

In der vorliegenden Arbeit legt Horst Kächele anhand des Materials einer vor 30 Jahre von seinem Lehrer, Kollegen und Mentor Helmut Thomä durchgeführten psychoanalytischen Behandlung, die audiographiert wurde, eine komprimierte Drei-Ebenen-Methodik vor. In der ersten Ebene versetzt er sich in den behandelnden Analytiker und versucht Übertragung und Gegenübertragung nachzuvollziehen. In der zweiten Ebene nehmen mehrere Offline-Rater eine systematische Beschreibung des Therapieverlaufs unter Zugrundelegung einer systematischen Zeitstichprobe mit ausgewählten klinisch und psychodynamisch relevanten Gesichtspunkten vor, und die dritte Ebene ist schließlich durch die Erfassung ausgewählter klinisch relevanter Konzepte durch sog. „Guided Clinical Judgements“ charakterisiert.

Seine umfassende Studie beinhaltet zugleich auch eine Rückschau auf die Arbeit als jahrzehntelanger Psychotherapieforscher, die Anfang der 70er Jahre in Ulm bereits mit der Auswertung von Tonbandmitschnitten begann, sich über die maschinelle Inhaltsanalyse in der psychoanalytischen Prozessforschung fortsetzte, zur Einrichtung der „Ulmer Textbank“ führte und viele DFG-geförderte Projekte und multizentrische Studien zur Folge hatte. Nicht erst seit seiner Wahl zum Präsidenten der „Society for Psychotherapy Research“ (1991) gilt Horst Kächele neben David Orlinsky und Lester Luborsky deshalb auch zu den weltweit bekanntesten Psychotherapieforschern, dessen unermüdliches Schaffen in vielen Ländern der psychodynamischen Psychotherapieforschung zu einem hervorragenden Ansehen verholfen hat.

Aus seiner Arbeit geht noch einmal hervor, dass es ein langer Weg psychoanalytischer Ergebnis- und Prozessforschung war, der von den ersten Anfängen im 20. Jahrhundert in Form von einfachen Ergebnisstudien über das RCT-Design bis hin zu Patienten-Fokussierten Studien führte. Deutlich wird hierbei aber auch, dass die psychodynamische/psychoanalytische Psychotherapie nicht nur ein evidenzbasiertes Behandlungsverfahren ist, das von der Wirksamkeit her als ebenso erfolgreich gelten kann wie die Kognitiv-Behaviorale Therapie, die als „empirisch bestätigt“ ausgegeben wird, sondern auch naturalistische Studien durchgeführt hat, die eine größere ökologische Validität aufweisen. Diese rücken - die Künstlichkeit experimenteller Studien und der RCT-Designs hinter sich lassend - gegenwärtig in den Blickpunkt der Psychotherapieforschung und versprechen nach vielen Umwegen endlich der Komplexität des zu untersuchenden Gegenstandes gerecht zu werden.

Empirische Untersuchungen des analytischen Prozesses sollten nach Auffassung des Verfassers systematische Einzelfallstudien sein. Um den unsystematischen Zugang über Vignetten zukünftig einordnen und ausschließen zu können, skizziert der Verfasser die Entwicklung unterschiedlicher Forschungszugänge anhand eines sechs Phasen enthaltenden Modells. Dieses beginnt in Phase 0 mit klinischen Fallstudien, schreitet fort zu deskriptiven Ansätzen, experimentellen Analog-Studien, klinisch-kontrollierten Studien und gelangt schließlich zu naturalistischen Studien und – noch relativ unbekannt – zu patientenfokussierten Studien. Erfreulich, dass sich damit die Einzelfallstudie ihren Platz zurückerobern kann. Allerdings muss diese – und daran lässt Horst Kächele keinen Zweifel - methodisch sorgfältig aufbereitet sein. Aus dem Gedächtnis angefertigte Stundenskizzen oder gar nur kurze Ausschnitte, wie sie immer noch zuhauf in psychoanalytischen

Journalen anzutreffen sind, haben allenfalls eine belletristische oder narrativ stimulierende Funktion, wissenschaftlich beweisen können sie nichts.

Bevor der Autor die Ausarbeitung seiner eigenen umfangreichen Fallstudie präsentiert, werden noch einmal die Methoden der psychoanalytischen Prozessforschung ausgeführt, die eine eindrucksvolle Vorstellung von den jahrzehntelangen Bemühungen um eine Objektivierung der komplexen Erfahrungen behandelnder Analytiker vermitteln.

Es sind Verfahren, an deren Entwicklung er selbst mit seiner Arbeitsgruppe maßgeblich beteiligt war oder Methoden, die in den letzten Jahren entwickelt worden sind. Hierzu gehören z.B. Methoden, die Patienten-Variablen untersuchen, wie z.B. die Gottschalk-Gleser-Affektskalen, produktives Arbeiten des Patienten, Reflexive Kompetenz Skala, Erfassung von Übertragung und/oder interpersonellen und/oder intrapsychischen Beziehungsmustern, wie z.B. die psychoanalytischen Prozess-Rating-Skalen, Zentrales Beziehungskonflikt-Thema, Planformulierungs-Methode u.a.m.; Methoden, die die Therapeutenvariablen untersuchen, wie z.B. die Erfassung der Empathie, der Interventionsformen; Methoden, die den Patient-Therapeut-Prozess untersuchen, wie z.B. das Psychotherapie-Prozess Q-Set, die Analytischen Prozess Skalen, die Columbia Analytischen Prozess Skalen u.a.m. .

Es handelt sich bei der vorliegenden Arbeit sicherlich um ein großes Opus psychodynamischer Einzelfallforschung, in die viele Jahre Erfahrung auf dem Gebiet der Ergebnis- und Prozessforschung eingeflossen sind. Aufgrund dieser werden Methoden und Konzepte ausgesucht, die sich trotz relativ großen Aufwands als Gewinn versprechend für den Forscher und in Grenzen auch für den Praktiker herausstellen.

In methodischer Hinsicht kann den allermeisten Punkten von Herrn Kächele zugestimmt werden; in methodologischer Hinsicht würde ich allerdings nicht wie er den subjektiven Zugang des Praktikers allzu gering gewichten. Zwar ist Horst Kächele sicherlich darin Recht zu geben, dass sporadisch mitgeteilte Gegenübertragungseindrücke, die anhand von Fall-Vignetten vorgetragen werden, nur ein ungenaues Bild von der tatsächlich abgelaufenen Interaktion vermitteln können, vor allem weil diese Eindrücke in den seltensten Fällen argumentationszugänglich sind. Wenn aber als primäres Datum der audiographierte Dialog zur Verfügung steht, ist nicht recht nachvollziehbar, warum diese sog. Online-Perspektive (des behandelnden Analytikers) und die Offline-Perspektive (des Psychotherapieforschers) sich nicht optimal ergänzen können.

Denn verschriftete Sitzungsprotokolle nur offline von Ratern auszuwerten, bringt Erkenntnisdefizite mit sich. Zwar hat Horst Kächele in der vorliegenden Arbeit auch die online Perspektive eingenommen; hier allerdings stellvertretend für den ursprünglich behandelnden Analytiker und in einem erheblichen zeitlichen Abstand zur Behandlung, aber er verzichtet in seinen weiteren Ausführungen auf die Hinzuziehung dieser Perspektive und dies nicht nur in der vorliegenden Studie, sondern programmatisch. Denn so seine Begründung, die verschiedenen Perspektiven vertragen sich nicht miteinander.

Wenn nun beide Auswertungen zeitgleich stattfinden können und sich Online- und Offline-Forscher an einen Tisch setzen und methodentriangulierend miteinander in einen Diskurs treten, könnte meines Erachtens dieser Perspektivenabgleich aber zu einem erstaunlichen Wissenszuwachs über mikroprozessuale Abläufe führen. Denn die Möglichkeit, anhand des Nachdenkens über die eigene Gefühlswelt und des Resonantwerdenlassens eigener konflikthafter Spannungen, etwas von den zunächst noch nicht verwörterbaren Konflikten und Traumatisierungen eines Patienten zu erspüren und ebenso auch die eigenen Gegenübertragungsgefühle und –phantasien nachzuvollziehen und mitzuteilen, wenngleich dies immer nur ansatzweise geschehen kann und mit Fehleinschätzungen behaftet ist,

bleibt eine ungemein wichtige psychoanalytische Erkenntnisquelle. Denn die nicht mittels eigener Gefühle und Gedanken kommentierten Transkripte sind relativ nichtssagend, was den von Horst Kächele sehr geschätzten Adolf Ernst Meyer (1981) veranlasste, sogar von einer „systematischen akustischen Lücke“ zu sprechen. Und deswegen denke ich auch, dass meine Ausführungen für Horst Kächele „methodologische Anmerkungen nach Ulm tragen“ heißt. Vielleicht erklärt sich sein prononciertes Plädoyer für eine ausschließliche offline-Perspektive auch aus der erfahrenen Hartnäckigkeit mancher psychoanalytischer Kollegen, die lediglich die online-Betrachtung für essenziell psychoanalytisch halten und in den formalisierten methodischen Auswertungen von audio- oder videographierten Therapiesitzungen dünne Abstraktionen gegenüber den herkömmlichen dichten psychoanalytischen Beschreibungen erblicken. Zwar macht er in der vorliegenden Arbeit selbst eine entsprechende Anmerkung in Richtung auf eine multiperspektivische Forschung, bemängelt aber im Nachsatz dann doch wieder den ungeklärten methodologischen Status des Praktikers bzw. des online-Forschers. Dies ist zwar prinzipiell richtig, kann und sollte aber ebenso reflektiert werden wie die expliziten und impliziten Theorien, die den unterschiedlichen Methoden moderner Psychotherapieforschung zugrundeliegen. Denn diese beruhen auf z. T. sehr verschiedenartigen psychologischen / psychodynamischen Theorien und Menschenbild-Annahmen aus diversen Etappen der psychologischen und psychoanalytischen Theoriebildung.

Diese Position bedeutet – um keine Missverständnisse aufkommen zu lassen – keine antiempirische Haltung oder ein „hermeneutisches Selbstmissverständnis“, sondern eine multimethodologische und multiperspektivische Herangehensweise. Denn würde man dem Kliniker unterstellen, dass seine Einschätzungen und Reflexionen seines Tuns ausschließlich subjektivistische Konstruktionen und Projektionen seien und so gut wie nichts von dem abbilden und erfassen können, was er mit seinen therapeutischen Intentionen als „Wirklichkeit“ im Patienten ansprechen möchte, könnte man Therapie auch sein lassen. Dass allerdings gelegentlich etwas Anderes wirkt, als wovon im jeweiligen schulenspezifischen Selbstverständnis ausgegangen wird (vgl. Wampold 2001), lässt wiederum die objektivierende Offline-Methodologie als zusätzliche triangulierende Forschungsstrategie ratsam erscheinen.

Horst Kächele verdeutlicht zu Recht, dass es für die Psychoanalyse wichtig ist, Forschungsmöglichkeiten jenseits des Freud'schen analytischen Junktims zu entwerfen. Denn spätestens seit der psychoanalytischen Schulen-Diskussion wissen wir, dass die intuitiven Selbstgewissheiten fehlerhaft sein können, idiosynkratischen Vorlieben folgen, die sich manchmal sogar zu Dogmen verfestigen können. Soll Psychoanalyse nicht nur auf eine klinische Kunst der Auslegung mit beliebig zusammengewürfelten klinischen Theoriefragmenten und alltagspsychologischen Lebensweisheiten festgelegt werden, sondern sich auch wieder neben der Prozess- und Ergebnisforschung – wie in ihren Anfängen grundlagentheoretischen Fragestellungen vermehrt zuwenden, die bei jeder psychoanalytischen Behandlung auftreten, muss sie neben dem interdisziplinären Input auch noch ein intensiveres Interesse für Forschungsfragestellungen entwickeln. Dass dieses bereits in der Ausbildung zum Psychoanalytiker erfolgen sollte, ist naheliegend und dringlich.

Warum sollte nun aber eine ausschließlich objektivierende Methodik zum alleinigen Gütemaßstab erklärt werden? Warum sollte auf die ureigenste psychoanalytische Methode, verzichtet werden? Natürlich weist die Online-Perspektive Schwächen auf. So müssen sich Psychoanalytiker des Umstands bewusst werden, dass trotz größten Bemühens um gleichschwebende Aufmerksamkeit unweigerlich eine Perspektivenverengung stattfindet, weil die Aufmerksamkeitsspanne des einzelnen Therapeuten zwangsläufig eingeschränkt ist und subjektive Verzerrungen aufweist. Denn es können ja keineswegs alle wesentlichen

Beobachtungsdaten von einem Praktiker erfasst werden, sondern immer nur ein persönlichkeitspezifischer, theorievermittelter und wegen der eigenen Gegenübertragung und Empfindsamkeit oftmals sogar nur ein idiosynkratischer Ausschnitt. Und wir wissen auch, dass wir alle notorisch dazu neigen, das bereits Vertraute im Neuen wieder zu finden, dass wir, statt uns an Freuds Empfehlung einer multiplen Determinierung des Seelischen zu halten, lieber von Vereinfachungen Gebrauch machen, Occams Rasiermesser-Methodik nicht nur für eleganter halten, sondern auch für unser Denken und Erleben als entlastend empfinden. Nicht wenige von uns berücksichtigen wohl auch zu wenig, dass unsere Hypothesen, selbst wenn sie sich mit noch so großer Evidenz unserem Erleben aufdrängen, immer nur Vermutungen sein können, die allein schon deshalb zumindest nach einer Alternativhypothese verlangen. Diese Kunst des Infragestellens scheint gegenwärtig allerdings keine allzu große psychoanalytische Tugend zu sein.

Wenn man die Psychoanalyse als eine Wissenschaft zwischen den Wissenschaften bezeichnet hat, dann wäre auch für die psychoanalytische Prozessforschung zu fragen, ob sie nicht von dieser pluralistischen Position lernen kann: Weder sollte sie die ausschließliche objektivierende Methodik des Naturwissenschaftlers übernehmen, der aus einer Dritte-Person-Perspektive, von außen sein Forschungsobjekt betrachtet, noch ist die Perspektive des behandelnden Analytikers für sich alleine ausreichend. Deshalb muss sie methodologisch einen Spagat ausführen: Die objektivierende Methodik, der Blick von außen, sollte ergänzt werden durch den Blick von innen, aber dieser muss auch die Selbsttäuschungen, die durch unbewusste Prozesse entstehen können, berücksichtigen. Dabei kann die subjektive Sichtweise in mehrerlei Hinsicht ergänzt werden. Einmal, indem sich der Psychoanalytiker von der abgelaufenen Interaktion löst und einen triangulierenden Standpunkt zu dem Prozessgeschehen einnimmt; zum anderen indem er mit Kollegen über seine Begleitkommentare spricht und konsensuell zu einer neuen Einschätzung seiner im stillen Denken vollzogenen Entscheidungsprozesse kommt.

Aber nicht nur die Perspektive des Psychoanalytikers und seiner intervidierenden Kollegen ist fehleranfällig; ebenso kann die von unabhängigen Offline-Ratern vorgenommene Überprüfung der Interventionen des behandelnden Psychoanalytikers inklusive des interaktiven Prozessgeschehens und der kontextbezogenen Reaktionen des Patienten mittels ausgewählter Methoden und entsprechender Theorien immer nur winzige Aspekte des Gesamtgeschehens erfassen.

Es wäre deshalb schade, wenn mit der Privilegierung einer veräußerlichenden Beschreibung aus der Dritte-Person-Perspektive, eine für die Erforschung psychologischer Sachverhalte einzigartige epistemologische Perspektive verschenkt werden würde: Die menschliche Fähigkeit zur Introspektion, so täuschungsanfällig und begrenzt sie selbst für psychoanalytische Psychotherapeuten auch immer noch sein mag, bietet im Verbund mit objektivierender Forschung - die letztlich aber immer auf qualitative Entschlüsse, Verfahren auf eine bestimmte Weise zu operationalisieren oder an die Validität von Intervallskalierungen zu glauben, zurückgeht -, doch einzigartige Möglichkeiten des Abgleichs der zu erforschenden Sachverhalte.

Da psychotherapeutische Prozesse hoch komplexe zwischenmenschliche Phänomene sind, die als ein gestalthafter Zusammenhang, der sich zudem ständig verändert, auftreten, lassen sie sich auf vielen Ebenen (verhaltensmäßig, mimisch, gestisch, sprachlich, emotional, interpersonell, intersubjektiv) beschreiben und erforschen. Die Isolierung einzelner Aspekte mit einzelnen objektivierenden Methoden muss sich deshalb des Umstands bewusst sein, dass hier immer eine Partialisierung des Gesamtgeschehens vorliegt, die in den Augen eines erfahrenen Klinikers entsprechend ausschnittshaft, oberflächlich, reduktiv, wenn nicht sogar trivial erscheint. Andererseits muss eine Offline-Forschung notwendigerweise das therapeutische

Geschehen reduzieren, denn es ist unmöglich, mit einer Methode die vielen qualitativ unterschiedlichen Nuancen, Abstufungen und Wechselwirkungen zu erfassen, die sich im bewussten, vor allem aber unbewussten Austausch zwischen Analytiker und Patient ereignen. Dafür können aber ihre Vorgehensweise und Resultate von Anderen in der Sache Kundigen jederzeit nachvollzogen werden. So können die verwendeten Methoden wie in einem Puzzle wichtige Bausteine zu einem Gesamtbild beitragen, Einseitigkeiten korrigieren und mitunter sogar ideologische Voreingenommenheiten überwinden helfen. Freilich bringt es die objektivierende Abstraktionsleitung auch als Nachteil mit sich, dass mit *einem* Verfahren immer nur winzige Ausschnitte der Wirklichkeit abgebildet werden können, die zudem von den theoretischen Vorannahmen der jeweiligen Methoden abhängen. Die häufig vorgenommene Kombination verschiedener Verfahren bringt nicht unbedingt einen Vorteil mit sich, weil sich die Befunde keineswegs addieren, sondern sich eher zu opaken Eindrücken verdichten, nicht zuletzt auch wegen der zugrundeliegenden, häufig sehr unterschiedlichen Theorien. Dieser zwangsläufigen Reduktion und Einseitigkeit lässt sich nun aber mit den Aufschlüssen und Befunden aus der Online-Forschung begegnen.

Hierzu ein Beispiel: Wenn verschiedene Autoren, wie z.B. Martin, Garske und Davis (2000) in ihrer Kommentierung metaanalytischer Arbeiten zu dem Schluss kommen, dass allenfalls 6% der Ergebnisvarianz durch das Arbeitsbündnis vorhergesagt werden können, dann ist dieser Befund eigentlich eher deprimierend. Sollen all die Bemühungen von Therapeuten, ihre Patienten zur Auseinandersetzung mit sich selbst und mit der Beziehung, zur Bewältigung von Ängsten im Hier und Jetzt, aber auch außerhalb des therapeutischen Settings, all die überlegt eingesetzten Selbstwert unterstützenden, Überich-Ängste abbauenden und suggestiv vorgenommenen Interventionen nur so wenig zum Ergebnis beitragen? Betrachtet man, was die verschiedenen Working Alliance Questionnaires aus der Sicht von Patienten zu erfassen versuchen, so ist dies zumeist ein Konglomerat an Fragen, ob z.B. - grosso modo betrachtet - an den vom Patienten angestrebten Problemen und Zielen gearbeitet worden ist, ob er seinen Therapeuten sympathisch oder einfühlsam finden konnte u.a.m. Oder: Therapieforscher versuchen aus ihrer Perspektive ausfindig zu machen, ob z.B. die Bindungsthemen angemessen aufgegriffen worden sind, auf die Beziehungstests eines Patienten ‚proplan‘-orientiert eingegangen worden ist oder ob sich in der Psychotherapieprozess – O-Sort-Verteilung Items benennen lassen, die auf ein psychodynamisches Verständnis hinweisen. Man könnte in der Offline-Perspektive aber auch auf Emotionswörter im Referentiellen Zyklus oder auf den Rückgang von als negativ empfundenen RO-Komponenten im ZBKT achten.

Was würden wir uns nun vergeben, wenn wir anhand der verschrifteten Sitzungsprotokolle den Therapeuten fragen würden, warum er an einer bestimmten Stelle nicht die Beziehung angesprochen hat, zurückhaltend blieb oder eine Selbstwert stützende oder ermunternde Intervention vorgebracht hat? Könnten wir auf diese Weise nicht einen bemerkenswerten Aufschluss über die Übertragung und Gegenübertragung auf seinen Patienten und dessen unbewusstes Anliegen erhalten? Könnten wir nicht die relativ molare Einschätzung des Arbeitsbündnisses mikroprozessual differenzieren, wenn wir vom behandelnden Analytiker Aufschlüsse darüber bekommen, warum er es an einer bestimmten Stelle, in einer Stunde oder in einem mehrere Stunden umfassenden Abschnitt für die gemeinsame Arbeit als am förderlichsten betrachtet hat, die Übertragung nicht anzusprechen, obwohl es sich für den außenstehender Rater durchaus angeboten hätte, und stattdessen in einer Haltung der konkordanten Identifizierung der Sichtweise des Patienten verbunden blieb? Oder warum er eine nicht-deutende Intervention eingesetzt hat, obwohl ihm durchaus daran gelegen ist, das Mentalisierungsniveau seines Patienten zu fördern und dies in anderen Abschnitten durchaus angemessen und möglich zu sein scheint (vgl. Tuch 2007)?

Auch wenn dem behandelnden Analytiker Einiges verborgen bliebe, was sich z.B. in seiner impliziten Beziehungsregulierung abspielt und auch wenn manche seiner nachträglichen Kommentare den Versuch einer rationalisierenden Rechtfertigung darstellten, so würde hier dennoch umfangreiches Material vorliegen, das im Abgleich mit den Offline-Befunden wertvolle Aufschlüsse bieten könnte. Sicherlich lässt sich dieses nicht so schnell und einfach erheben, als wenn man einen Therapeuten nach der Dauer seiner therapeutischen Erfahrung, der von ihm bevorzugten Theorierichtung oder sonstigen relativ leicht erhebbaren Therapeutenvariablen befragt. Aber die auf diese Weise gewonnenen Aufschlüsse könnten nicht nur zur Klärung der vielen offenen Fragen beitragen, die sich in der Offline-Perspektive einstellen und oftmals nur notdürftig anhand des Konsens-Ratings oder eines ausreichend erfahrenen Interraterreliabilitäts-Koeffizienten als zufriedenstellend aufgeklärt erlebt werden, sondern auch die mikroprozessuale Verlaufsforschung vorantreiben. Was geschieht zwischen den beiden Akteuren, wie begründet der eine von Beiden, wobei grundsätzlich auch eine zusätzliche Patientenbefragung möglich wäre, den Modus des Aushandelns der strittigen Themen aus seiner Sicht und mit welchen Argumenten widerlegt er den Konsens der Offline-Operateure oder pflichtet diesem bei? Vor allem aber, welche feineren Abstufungen sind auf diese Weise erhältlich, die beim Offline-Rating nicht erfahren werden können?

Ich wette deshalb, dass sich mit diesem Vorgehen die angesprochene Varianzaufklärung um Einiges erhöhen ließe, aber es ist auch nachvollziehbar, warum eine solche Forschungsstrategie auf Schwierigkeiten in der Umsetzung stoßen wird. Denn sie ist nicht nur sehr zeitaufwändig, sondern sie erfordert auch eine große Offenheit und Diskussionsbereitschaft von allen Beteiligten.

Eine multimethodologische Vorgehensweise und eine Methodentriangulation i. S. einer Kombination von quantitativen und qualitativ / quantitativen Verfahren ist meines Erachtens aber in den nächsten Jahren unbedingt angezeigt, wenn die empirisch objektivierende Forschung nicht hinter ihrem eigenen Anspruch und gegenüber einer tiefenhermeneutischen Methodik zurückbleiben will. In diesem Sinne sollte dieses Eintreten für eine Zusammenschau und gegenseitige Ergänzung empirisch quantitativer und tiefenhermeneutisch qualitativer Verfahren aufgefasst werden.

Mein Plädoyer angesichts der äußerst verdienstvollen Arbeit von Horst Kächele lautet also zusammengefasst noch einmal, dass die Ablehnung der Introspektion als methodischem Zugang zum Eigen- und Fremdverstehen, wie sie in großen Teilen der behavioristisch und positivistischen Psychologie und Sozialwissenschaften gang und gäbe war und immer noch ist und die als Angst vor der Introspektion bezeichnet wurde, nicht zu einer Renaissance in der psychodynamischen Psychotherapieforschung führen sollte, so berechtigt das Anliegen des Autors auch ist, der Novellen- und Vignettenkultur psychoanalytischer Journale eine immer notwendiger werdende, zeitgemäße Forschungshaltung entgegenzuhalten. Aber Psychoanalytiker sollten mit ihren genuin methodischen Möglichkeiten wuchern, anstatt einen Kniefall vor einem zu einseitigen Objektivismus zu machen.

Die Introspektion der tiefenhermeneutischen Methodologie ist eine am szenischen Verstehen ausgerichtete Methode einer Zweiten-Person-Perspektive (vgl. Litowitz 2007), die von einer Triangulation der Wahrnehmung der freien Assoziation und der körpersprachlichen Äußerungen des Analysanden, der Vergegenwärtigung früherer und jetziger Szenen, der introspektiven Erfassung der unbewusst angesonnenen Rollenerwartungen und der stellvertretenden Introspektion via Einfühlung und Identifikation, der Reflexion der eigenen szenischen Äußerungen und deren Einflüsse auf die Interaktion mit dem Analysanden, der erneuten Beobachtung seiner Assoziationen und körpersprachlichen Äußerungen aufgrund von Interventionen des Analytikers - und dies alles auf dem Hintergrund der eigenen

Verletzlichkeiten - in einem zirkulären Prozeß ausgeht. Die selbstanalytisch geschulte und viele Jahre trainierte Kompetenz, emotional mit dem Fremden im Patienten umgehen zu können, ist die Basis der psychoanalytischen Methodologie, die sie aus diesem Grund von jeder objektivierenden Beobachtungsmethode aus der Dritten-Person-Perspektive unterscheidet.

Horst Kächele hat mich darum gebeten, unsere kleine Kontroverse über die Priorität der Forschungsperspektiven anlässlich eines Vorwortes noch etwas genauer auszuführen. Diesem Wunsch bin ich gerne nachgekommen, und es spricht für die Offenheit und Diskussionsbereitschaft des Autors, einem Kollegen dazu auch die Möglichkeit zu geben.

Wolfgang Mertens

Sommer 2009

*Literatur:*

- Litowitz B. (2007). The second person. *Journal of the American Psychoanalytic Association*, 55, 1129–1149.
- Martin, D.J., Garske, J.P. & Davis, M.K. (2000). Relation of the therapeutic alliance with outcome and other variables: A meta-analytic review. *Journal of Consulting & Clinical Psychology*, 68, 438 – 450.
- Meyer AE (1981) Psychoanalytische Prozeßforschung zwischen der Skylla der "Verkürzung" und der Charybdis der "systematischen akustischen Lücke". *Zschrift für Psychosomatische Medizin und Psychoanalyse*, 27, 103-116
- Tuch, R.H. (2007). Thinking with, and about, patients too scared to think: Can non-interpretative maneuvers stimulate reflective thought? *International Journal of Psychoanalysis*, 88, 91 – 111.
- Wampold, B. (2001). *The great psychotherapy debate. Models, methods and findings*. Lawrence Erlbaum, Mahwah, NJ